

BRYAN DIE HALLOWEENBRAUT SMITH

4 NOVELLEN

Aus dem Amerikanischen von Nicola Bock

Dieses Buch erscheint als signierte und nummerierte
Sammlerausgabe von 666 Exemplaren und gelangt
nicht in den offiziellen Buchhandel.

FESTA

Einmalige Auflage März 2017
Copyright © dieser Ausgabe 2017 by Festa Verlag, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten

Inhalt

DIE HALLOWEENBRAUT

Seite 7

ANSTEHEN FÜR DIE TODESMASCHINE

Seite 87

BLUTRAUSCH

Seite 135

DIE DIABOLISCHE VERSCHWÖRUNG

Seite 243



DIE HALLOWEENBRAUT

Der Himmel verdunkelte sich im abendlichen Zwielflicht, als Deacon Crowell auf der kleinen Veranda vor seinem gemieteten Haus saß und die erste von – wie er wusste – vielen Marlboros rauchte. Er brach die Filter der Zigaretten ab, um einen volleren Tabakgeschmack zu bekommen. Die Warnung, die auf die Seite der Schachtel gedruckt war, war die am schlimmsten klingende, die er je gesehen hatte – RAUCHEN VERURSACHT EINEN FRÜHEN TOD.

Deacon nahm einen tiefen Zug von der unkastrierten Zigarette, hielt den Rauch, solange er konnte, tief in seiner Lunge und atmete dann langsam aus. Aromatische Rauchföhnchen stiegen in die Luft und lösten sich in der kalten Oktoberbrise auf.

Das Rauchen war neu. Er hatte es lange als eine widerliche Angewohnheit betrachtet, eine, die er nie annehmen wollte. Aber diese Denkweise war ein Relikt aus einer vergangenen Zeit. Ihm war es nicht mehr wichtig, ob etwas gut für seine Gesundheit war. In Wahrheit war nichts mehr wichtig. Seine Welt war ein sehr trister Ort geworden. Seine Existenz farblos und grau, frei von auch nur der leisesten Spur Freude. Dies war seine dunkle Phase. So würde er vermutlich in vielen Jahren darüber denken. Vorausgesetzt, er überlebte sie tatsächlich. Oh, er forderte den Tod nicht aktiv heraus. In ihm gab es keinen selbstmörderischen Drang. Das hatte er den Leuten, die ihm nahestanden, immer gesagt, um ihre Bedenken zu zerstreuen, und es war die Wahrheit. Niemand würde je über seine

sterblichen Überreste stolpern, nachdem er sich eine Kugel in den Kopf gejagt oder sich die Pulsadern aufgeschnitten und dann in einer Badewanne ertränkt hatte.

Aber die Dunkelheit in ihm war echt. Ihretwegen rauchte er nun Zigaretten oder ging mitten in einem Gewitter nach draußen. Ja, er würde sich nicht das Leben nehmen, aber das hieß nicht, dass er nicht durchaus ein wenig mit dem Sensenmann flirten konnte. Und wenn er komplett ehrlich mit sich war, musste er zugeben, dass der einzige Grund, warum er sein Ende nicht stärker vorantrieb, eine anhaltende Angst vor dem war, was – wenn überhaupt – nach dem Tod kam.

Mit 25 Jahren war er ein junger Mann, aber er hatte ein tiefes emotionales Trauma erlitten. Eines, das die Bewältigungsstrategien von so ziemlich jedem strapazieren würde, egal wie alt. Ein Zustand tiefer Melancholie umhüllte ihn seit Mitte des Sommers.

16. Juli.

Vor jenem Tag war er glücklich gewesen. Ein grundsätzlich hoffnungsvoller Mensch, der mit seinem Schicksal zufrieden war. Die Welt ergab einen Sinn. Alles war, wie er es sich immer vorgestellt hatte. Er hatte einen guten Job und noch bessere Zukunftsaussichten. Sein Leben war auf fast unheimliche Weise verzaubert. Und das Beste war, dass er die Liebe einer schönen, intelligenten Frau besaß. In den letzten Tagen vor dem Ende seines alten Lebens hatte er überlegt, wie er ihr einen Antrag machen würde.

Das würde nun nicht mehr passieren.

Weil Anna weg war.

Allerdings traf es das nicht richtig.

Deacon schnitt eine Grimasse, als der letzte Rest der Zigarette, die er geraucht hatte, seine Finger ansengte. Er öffnete seine zusammengekniffenen Finger und ließ den glühenden

Stummel auf den Boden fallen, wo er ihn unter seinem Schuh zerdrückte. Er schüttelte eine weitere aus dem schwindenden Päckchen und zündete sie mit seinem Zippo an. Das Zippo hatte er sich an dem Tag besorgt, an dem er sein erstes Päckchen Zigaretten kaufte. Er hatte immer eins gewollt, sogar bevor er mit dem Rauchen angefangen hatte. Die harten Kerle in Filmen benutzten sie oft und er hatte immer das charakteristische Klickgeräusch gemocht, das das Zippo machte, wenn man es schloss. Und jetzt hatte er einen guten Grund, eines zu besitzen. Wie alles andere in diesen Tagen machte es ihm allerdings nur wenig Freude.

Anna war weg.

Ja. Das war die einfachste Art, es auszudrücken.

Aber die tatsächliche Wahrheit war krasser als das.

Plötzlich trübten Tränen Deacons Blick, verschmierten die Vorortlandschaft und gaben ihr kurz einen surrealistischen Anstrich. Die dunklen Schlieren wirkten wie aus einem grau-sigen Gemälde. Die Straßenlampe in der Nähe hatte sich gerade eingeschaltet und sah im Moment aus wie das wütende, glühende Auge eines Dämons. Deacon wischte die Tränen mit seinem Handballen weg. Die Dinge wurden schnell wieder scharf, aber die Welt sah immer noch aus wie ein Spukort; ein Eindruck, der ihm fast makaber angemessen schien.

Heute war der Tag vor Halloween.

Und die Liebe seines Lebens war tot, seit dreieinhalb Monaten unter der Erde.

An jenem hellen und schönen Sommertag war sie am Straßenrand entlanggegangen. Der Supermarkt, in dem sie in Teilzeit arbeitete, lag 15 Minuten Fußmarsch von ihrer Wohngegend entfernt. Mit einem Auto wäre sie in wenigen Minuten dort gewesen, aber ihr gefiel es, sich die Beine zu vertreten. Und es war so eine kurze Strecke. Deacon hatte es nie als wirklichen

Grund zur Besorgnis gesehen. Daran würde er sich später mit enormer Bitterkeit erinnern.

Anna war auf halbem Wege zur Arbeit, als ein Auto, ein Ford Tempo oder Taurus (oder etwas Ähnliches), von der Straße abkam und sie überfuhr. Nach Augenzeugenberichten war das Auto zuvor ganz normal geradeaus und in angemessenem Tempo gefahren. Dann hatte der Fahrer plötzlich Gas gegeben und das Fahrzeug auf den Seitenstreifen gelenkt. Anna blieb keine Zeit, zu reagieren, ehe die Vorderseite des Autos in sie donnerte und ihren zerbrochenen Körper Dutzende Meter über die Straße rutschen ließ. Kaum mehr als eine Sekunde später war das Auto wieder auf der Straße und raste davon, zu schnell für die wenigen, die den Vorfall beobachtet hatten, um sich ein Kennzeichen oder eine definitive Marke oder ein Modell zu merken. Die Augenzeugenberichte passten nicht zusammen. Es war nicht sicher, ob der Fahrer eine Frau oder ein Mann mit langem Haar gewesen war. Sie alle stimmten nur darin überein, dass Anna absichtlich überfahren worden war. Es war kein Unfall gewesen. Sie war ermordet worden.

Die Polizei arbeitete mehrere Wochen hart an dem Fall, ohne brauchbare Verdächtige zu finden. Das Auto, das in dem Anschlag benutzt worden war, konnte mit niemandem in Verbindung gebracht werden, den Anna gekannt hatte, und die vage Beschreibung des Verdächtigen führte nirgendwohin. Am Ende schien es wahrscheinlich, dass sie das unglückliche Opfer eines komplett zufälligen Gewaltaktes geworden war. Der leitende Detective in dem Fall war ein Mann namens Jack Vincent. Das letzte Mal, als Deacon mit Vincent gesprochen hatte, hatte dieser über die Beweggründe des Killers spekuliert. Er glaubte, der Täter sei ein gewöhnlicher Psychopath auf der Suche nach Nervenkitzel gewesen. Er (oder sie) hatte wahrscheinlich den

Tag mit der Absicht begonnen, jemanden umzubringen. Das Opfer hätte jeder sein können. Anna war unglücklicherweise zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen.

Neben der grundsätzlichen Ungerechtigkeit der ganzen Sache schaffte es die Aussicht, niemals etwas zu bekommen, das einer Aufklärung oder einem Abschluss gleichkam, beinahe, Deacon zu zerstören. Die Wut hatte ihn über viele Wochen verzehrt. Während der Zeit hatte er in endlosen, lebhaften Fantasien den Mörder aufgespürt und Rache erzwungen. Alles entfaltete sich wie Szenen aus einem B-Movie. Er war von Natur aus kein brutaler Mann und seit der Schulzeit war er in keine Rauferei mehr verwickelt gewesen. Selbst in seiner tiefsten Verzweiflung wusste er, dass ihm diese Denkweise nie wahren Frieden bringen würde. So hatte sich die Wut selbst ausgebrannt und mit ihrem Verschwinden kam die Taubheit. Er dachte, die Taubheit würde viel länger anhalten.

Vielleicht jahrelang.

Oder vielleicht würde seine »dunkle Phase« für den Rest seines Lebens fortbestehen. Vermutlich konnte er das nicht ewig ertragen. Irgendwann würde er wohl wirklich selbstmordgefährdet sein. Aber vielleicht wäre es auch so, wie es ihm so viele Leute gesagt hatten. Die Zeit würde die Wunden heilen oder zumindest ihre scharfen Kanten weicher machen.

Deacon zuckte zusammen, als die zweite Zigarette seine Finger ansengte. Er starrte auf den glühenden Stummel, als er ihn auf den Boden fallen ließ. Das war etwas, das er früher nie getan hatte. In Trance fallen.

Er verlor sich dann in seinem eigenen Kopf und ihm fehlten ganze Brocken Zeit. Manchmal waren es nur einige Minuten. Manchmal verlor er Stunden. Er nahm an, dass ihm das Sorgen bereiten würde, wenn ihn noch irgendetwas interessieren würde.

Er seufzte und griff wieder nach der Schachtel.

Und in dem Moment blieb etwas im äußersten Winkel seines Sichtfeldes hängen und zog seine Aufmerksamkeit auf sich.

2

Er drehte den Kopf nach rechts und sah eine Frau die Straße herunterflanieren. Sie trug ein elegant aussehendes schwarzes Kleid und einen schwarzen Hut. Ihr Gesicht war unter einem Schleier verborgen. Ein schwarzes Kropfband umgab ihren porzellanweißen, schlanken Hals. Lange Satinhandschuhe, ebenfalls schwarz, bedeckten ihre Arme. Ein Anstecksträußchen aus schwarzen Blumen war an einem ihrer Handgelenke befestigt. Sie wirkte wie ein elegantes Phantom, als sie das warme Leuchten der Straßenlampe durchquerte.

Die Frau hätte von einer Beerdigung kommen können, aber in der Nachbarschaft gab es keine Friedhöfe. Eine hiesige Anwohnerin konnte nicht einfach von einer Beerdigung nach Hause laufen. Aber die schwarzen Blumen bestätigten ihn in seiner Annahme, dass ihre Kleidung eine Art Kostüm sein musste, obwohl Halloween erst morgen war. Vielleicht führte sie es nur für einen Probelauf aus. Das Zwielflicht kam ihr vermutlich als ideale Zeit dafür vor. Der Gedanke ließ Deacon zum Himmel aufblicken. Es war inzwischen ziemlich dunkel geworden. Bald wäre es Nacht.

Sie kam jetzt auf sein Haus zu. Einem Impuls folgend stand Deacon auf und ging zum Bürgersteig, wo er stehen blieb und sie beobachtete. Etwas an ihr hielt seine Aufmerksamkeit gefangen und er war sich nicht sicher, was es war. Halloween schien ihm immer wie ein guter, unschuldiger Spaß, aber dieses Jahr war er immun gegenüber den Reizen des Feiertages. Der Grund war naheliegend. Er war von seinem Verlust noch zu

erschüttert und abgesehen von seinen milden Flirts mit dem Sensenmann übten morbide oder makabre Dinge wenig Reiz auf ihn aus.

Aber das namenlose, schwer zu beschreibende Etwas in ihm reagierte auf etwas an dieser Frau, das ebenso schwer zu identifizieren war. Was immer es war, es ging über die Art hinaus, in der sich ein Mann von einer verführerischen Frau angezogen fühlt. Die Frau in Schwarz war schlank und in gewisser Weise wohlgeformt, aber abgesehen davon war es schwer, etwas Genaues wahrzunehmen. Das lag vor allem an ihrer Garderobe. Sie machte es schwer, ihr Alter zu schätzen. Sie bewegte sich kraftvoll, was ihm sagte, dass sie keine ältliche Dame war. Alles zwischen 20 und 60 war möglich, vielleicht auch etwas jünger oder älter. Er würde näher herangehen müssen, um es besser beurteilen zu können. Mit diesem Ziel vor Augen ging er ein paar Schritte den Gehweg hinunter zur Einfahrt, als sie an seinem Briefkasten vorbeiging.

Deacon blieb stehen.

Was zur Hölle mache ich da?

Der Kopf der Frau wandte sich in seine Richtung. Für einen Moment, der länger schien, als er tatsächlich war, sahen ihn die Augen hinter dem dunklen Schleier direkt an. Ein Frösteln wanderte durch seinen Körper. Während dieses Moments stiller Prüfung pochte sein Herz stärker. Den seltsamsten Eindruck hatte er, als sich ihr Kopf von ihm wendete und sie wieder nach vorne blickte – dass die Kreatur, die hinter diesem Schleier lauerte, nicht wirklich menschlich war.

Er wusste, die Vorstellung war lächerlich, obwohl es offensichtliche Gründe dafür gab, dass er auf diese Idee gekommen war. Sein fragiler Zustand war der augenfälligste. Und dann war da noch der direkt bevorstehende Feiertag. Dass er der Ankunft der Saison für Kobolde und Gespenster bisher wenig

Aufmerksamkeit geschenkt hatte, bedeutete nichts. Das Drumherum von Halloween war so allgegenwärtig, dass es in seine Gedanken sickerte und sie ungeachtet seiner Apathie färbte. Und das hatte ihn für die Kraft der Suggestion empfänglich gemacht. Die Frau in Schwarz war kein Geist und keine unmenschliche Kreatur. Sie war nur eine gewöhnliche Frau, die sich von der Stimmung der Jahreszeit hatte gefangen nehmen lassen.

Das Gefühl, bemerkt und von etwas Unnatürlichem gekennzeichnet worden zu sein, war dennoch schwer abzuschütteln. Eine zaghafte Stimme aus einer entfernten, paranoiden Ecke seines Gehirns wagte die Meinung, dass er Glück habe, noch am Leben zu sein, und dass ihn die Frau in Schwarz umgebracht hätte, hätte sie nichts Wichtigeres zu tun.

Deacon schüttelte den Kopf.

Sei nicht so blöd.

Sie war bereits an der Einfahrt vorbei, als ihm die Kinder auffielen, die hinter ihr herliefen. Sie folgten ihr nebeneinander in zwei Reihen, jeweils ein halbes Dutzend. Eine Reihe kleiner Mädchen ging am Rande des Asphalt vor Deacons Garten und eine Reihe kleiner Jungen auf der anderen Seite am Rand der Straße. Die Kinder waren ebenfalls ganz in Schwarz gekleidet. Die Mädchen trugen kleine schwarze Kleider und die Jungen schwarze Shorts und förmliche schwarze Hemden. Wie die Frau, die die seltsame Prozession anführte, trugen die Mädchen Hüte mit Schleiern, die ihre Gesichter verdeckten. Die Jungen trugen schwarze Hüte mit sehr breiten Krempe, die tief in ihre geisterhaft weißen Gesichter gezogen waren. Ihre Beerdigungskleidung machte deutlich, dass sie irgendwie mit der Frau in Schwarz verbunden waren. Die Kinder schienen Deacon überhaupt nicht wahrzunehmen, was für ihn vollkommen in Ordnung war, da sie ihn zu Tode erschreckten. Es war unheimlich,

wie sie in perfekt geraden Reihen gingen. Es hatte eine fast militärische Präzision. Das waren Kinder. Es war unnatürlich. Sie sollten ihre Umgebung erkunden, ihre Köpfe in diese oder jene Richtung drehen und vielleicht manchmal stolpern und dann wieder in die Reihe zurückkehren.

Diese Kinder, dachte er. Sie sind nicht wirklich hier.

Sie sind ... Geister.

Und die Frau in Schwarz ist es auch.

Der rationale Teil seines Gehirns versuchte, sich wieder bemerkbar zu machen. Ganz eindeutig erlaubte er der gespenstischen Halloween-Atmosphäre, seine Wahrnehmung in einem absurden Maß zu beeinflussen. Ein Effekt, der durch die kürzliche Tragödie in seinem Leben verstärkt wurde. Zumindest war das möglich. In dieser Idee lag eine unbestreitbare Logik.

Es gab nur ein Problem.

Wieso habe ich die Kinder bis jetzt nicht bemerkt?

Denn eigentlich hätte er sie viel früher sehen müssen, wenn man berücksichtigt, wie nahe sie hinter der Frau in Schwarz hergingen. Der Junge und das Mädchen am Anfang jeder Reihe folgten ihr mit weniger als vier Metern Abstand. Zwar machte die Straße in der Richtung, aus der sie gekommen waren, eine leichte Kurve, aber dort war nichts, was seine Sicht auf die Kinder hätte verdeckt haben können. Es war, als ob sie sich in dem Moment aus dem Nichts materialisiert hätten, als die verschleierte Frau ihn angesehen hatte.

Und das war auf keinen Fall möglich.

Richtig?

Während Deacon da in seiner Einfahrt stand und zu verstehen versuchte, drang das sich steigernde Summen eines Motors an seine Ohren. Er merkte, dass er es bereits seit einigen Sekunden gehört hatte, bevor er sich dessen bewusst wurde. Einen Moment, nachdem ihm klar geworden war, was er gehört

hatte, tauchten in der Ferne Scheinwerfer auf. Sie schossen um eine andere Kurve in seiner Straße und dann hielt das Auto – eine dunkle Limousine – auf die Frau und die Kinder zu. Es war schnell, viel zu schnell für eine gewundene, schmale Wohnstraße wie diese, besonders bei Einbruch der Nacht.

Deacon lief durch den Garten, rief verzweifelte Warnungen und wedelte mit den Händen. Er hoffte entgegen allen Erwartungen, dass der rücksichtslose Fahrer Zeit haben würde, die Frau und ihre jungen Begleiter zu sehen, bevor es zu spät war. Aber das Auto änderte den Kurs nicht, als es die Straße hinunterbretterte. Ein Bild von Anna, die an einem hellen Sommertag am Straßenrand entlangging, ohne etwas zu bemerken, kam ungebeten in seinen Kopf. Er war nicht dort gewesen, als sie starb – hatte den Moment des grauenhaften Aufpralls nicht selbst gesehen –, aber es war so einfach, es sich vorzustellen. Die heraufbeschworenen Bilder hatten ihn monatelang verhöhnt, obwohl er sich darum bemüht hatte, sie wegzuschieben. Und jetzt spielte sich direkt vor seinen Augen ein ähnliches Szenario ab. Dass er so bald nach Annas Tod gezwungen war, einer solchen Szene beizuwohnen, war wie ein gigantischer Mittelfinger Gottes. Das Universum quälte ihn, bestrafte ihn für eine vergessene oder unbekannte Sünde.

Das Auto hatte die Gruppe erreicht. Die Scheinwerfer beleuchteten den Teil der Straße vor Deacons Haus. Die Frau war eine scharf geschnittene Silhouette gegen den grellen Schein. Sie schien nicht zusammenzuzucken oder auch nur aus dem Tritt zu geraten, als das Auto sie traf und die Kinder niedermähte. Deacon fiel auf die Knie, Tränen füllten seine Augen, das Grauen überwältigte ihn. Das Auto wurde für einen Moment etwas langsamer, als es an seinem Haus vorbeifuhr, und er hatte das Gefühl, als würde ihn der Fahrer ansehen.

Deacon lief ein eisiger Schauer die Wirbelsäule hinab. Das Auto, das Anna überfahren hatte, war eine dunkle Limousine gewesen. Er rieb sich die Augen und kämpfte darum, aufzustehen. Seine schlotternden Beine ließen ihn beim ersten Versuch im Stich. Er versuchte es wieder. Endlich kam er auf die Füße. Der Motor des Wagens heulte auf. Bis er wieder klar sehen konnte, raste er davon und verschwand um die nächste Kurve. Er sah, wie sich die Rücklichter entfernten und verschwanden, als das Auto in eine Nebenstraße einbog.

Das Gefühl, dass der Täter dieser frischen Gräueltat das gleiche mörderische Stück Scheiße war, das Anna umgebracht hatte, entsetzte ihn. Der überhitzte, wütende Teil seiner Psyche kam wieder an die Oberfläche. Dieser Teil von ihm widerstand jeder Logik und lehnte alternative Erklärungen ab, ohne sie auch nur in Betracht zu ziehen. Logik hatte keinen Platz, wenn es um Leben und Tod ging. Annas Mörder war zurückgekehrt, um wieder zu töten. Nicht nur das, er war auch langsamer geworden, um einen Blick zu riskieren und das Spektakel von Deacons wieder erwachender Trauer zu genießen. Ein unbestreitbarer Beweis hierfür war nicht nötig. Er fühlte es in seinem Inneren.

Es ist jemand, den ich kenne.

Das war noch etwas, das er mit absoluter Sicherheit fühlte. Niemand auf der Seite des Gesetzes würde ihm glauben. Sie waren allen möglichen Hinweisen auf diesem Gebiet nachgegangen. Aber Deacon war das egal. Der Killer war jemand, den er kannte. Er wusste nicht, warum die Polizei nicht in der Lage war, diese Person zu identifizieren. Es war auch nicht von Bedeutung. Er würde tun, was immer er tun musste, um diese Person zu finden und ihr eine Art von Gerechtigkeit zuteilwerden zu lassen. Und was hieß es schon, dass er nie eine Neigung zu Gewalt gehabt hatte? Diese Person war ein Monster.

Sie musste gestoppt werden.

Getötet.

Er hatte diesen Gedanken im Kopf, als er bemerkte, dass etwas nicht stimmte. Die Nachbarschaft war zu ruhig. Er hörte das leise Brummen der Straßenlaterne in der Nähe und Hundegbell in der Ferne, aber er hätte auch etwas anderes hören müssen. Er brauchte noch einen Augenblick, um zu begreifen, was fehlte. Er war zu versunken in das Mysterium der Identität des Angreifers und seine Rachedgedanken gewesen, um es früher zu bemerken. Aber als ihn die Erkenntnis erreichte, rüttelte ihn der Schock auf. *Die Frau. Die Kinder.* Sie waren überfahren worden. Niedergewalzt. Die Straße sollte mit dem gequälten Wehgeschrei der Verletzten angefüllt sein, aber es gab nur diese unheimliche, fast totale Stille.

Deacon starrte noch immer in die Richtung, in die das Auto verschwunden war. Langsam drehte er sich nach links. Auf der Straße lagen keine zerbrochenen Körper. Sein Kopf drehte sich weiter nach links. Die Prozession der dunkel gekleideten Erscheinungen marschierte immer noch die Straße entlang. Sie bogen gerade um die nächste sanfte Kurve. Das Auto hatte sie nicht erwischt. Es war durch sie *hindurch*gefahren. Weil sie nicht wirklich da waren, zumindest nicht in physischer Form. Der Fahrer hatte sie vermutlich noch nicht einmal gesehen. Diese Beobachtung ließ ihn nicht anders über seine Identität denken. Aber er wusste dennoch, dass die Erkenntnis stimmte.

Der Killer hatte sie nicht gesehen, weil sie schon tot waren.

Sie waren Geister.

Die automatische Ablehnung, die diesen Gedanken zuvor begleitet hatte, kehrte nicht zurück. Sie waren Geister. Kein Zweifel. Niemand sonst konnte sie sehen. Aber aus Gründen, die er noch nicht verstand, konnte *Deacon* sie sehen. Sein Herz schlug wieder schneller und die Oktoberkälte überzog seine

Arme mit frischer Gänsehaut. Dennoch hatte er keine Angst. Er wusste, er sollte große Angst haben, aber die hatte er einfach nicht. Das würde später kommen.

Ein Impuls, getrennt von seinen bewussten Gedanken, setzte Deacons Füße in Gang.

Er trat auf die Straße und eilte den Untoten hinterher.

3

Die Totenparade nahm einen gewundenen Kurs durch die weitläufige Vorstadtnachbarschaft. Häufig bogen sie in Nebenstraßen ein und gingen dann wieder für eine Weile durch längere Durchgangsstraßen. Die Nachbarschaft war alt und erstreckte sich über ein großes Gebiet. Teile reichten zurück bis zur Zeit des Zweiten Weltkrieges, andere waren erst in den 90er-Jahren hinzugefügt worden, weshalb die Aufteilung des Ortes etwas unzusammenhängend wirkte. Das erklärte auch die bunte Mischung architektonischer Stile. Die älteren Häuser waren kleiner und sahen bescheiden aus. Man hatte sich kaum über mehr Gedanken gemacht als über ihre Funktionalität. Neuere Häuser waren im Vergleich fast pompös, einige wirkten wie kleinere viktorianische Herrenhäuser.

Deacon war noch nie so lange durch seine Nachbarschaft gegangen. Er fühlte sich wie ein Kind auf Entdeckungstour. Es erinnerte ihn daran, wie er früher stundenlang in der Weite der Wälder hinter dem Haus seiner Eltern herumgestromert war. Damals verlor er sich in Fantasieabenteuern. Er hatte so getan, als würde er Bigfoot nachstellen, oder er schlich als Soldat von Baum zu Baum, vorsichtig um die Baumstämme spähend, um dem Feind auszuweichen. Was er heute Nacht tat, war so ähnlich. Es war auch ein Abenteuer. Aber es gab einen großen Unterschied. Dieses Mal könnte die Gefahr real sein.

Jemand anders, zum Beispiel jemand, der nicht vor Kurzem aufgehört hatte, sich besonders für sein eigenes Wohlergehen zu interessieren, würde sich vermutlich nicht entschieden haben,

einer Prozession Geister zu folgen. Ein vernünftiger Mensch wäre sofort ins Haus zurückgerannt, um die Türen zu verriegeln und die Fensterläden zu schließen. Denn Deacon sollte jetzt zu Tode erschrocken sein. Geister sollten Angst machen. Alle Filme, die Deacon jemals über sie gesehen hatte, waren in dieser Hinsicht klar und deutlich.

Okay, er hatte also keine Angst vor ihnen – warum auch immer –, aber er war sich auch nicht sicher, *warum* er ihnen folgte. Ihrem umständlichen, scheinbar wahllosen Weg durch die Nachbarschaft folgend schienen sie kein besonderes Ziel zu haben. Auch taten sie nichts, das besonders interessant war. Ja, die bloße Tatsache, dass sie existierten, war an sich schon interessant, aber ihnen endlos zu folgen, während sie marschierten, könnte nach einer Weile langweilig werden. Mehr als einmal hatte er in Betracht gezogen umzudrehen und wieder nach Hause zu gehen, aber die Aussicht, sich in dem leeren Haus wegzusperrern, war noch weniger attraktiv.

Allerdings passierte gelegentlich doch etwas, das die Vorgänge aufpeppte. Ab und an kam ein Auto vorbei und schoss, genau wie es die Limousine vor seinem Haus getan hatte, durch sie hindurch. Die Geister lösten sich in einer Wolke schwarzen Rauchs auf, bevor sie rasch wieder die Illusion einer physischen Erscheinung annahmen. Dies passierte innerhalb von Sekunden, fast zu schnell, um es zu sehen. Bei anderen Gelegenheiten stießen sie auf einen anderen lebenden Menschen auf seinem Abendspaziergang. Einige dieser Leute nahmen Deacon mit einem Nicken zur Kenntnis oder hoben eine Hand zum Gruß. Aber keiner von ihnen schien die Geister zu bemerken. Das erste Mal, als eine von ihnen – eine pralle, ältere Frau im Trainingsanzug – durch sie hindurchging, brachte es Deacon zum Lachen. Seine Belustigung stammte daher, dass dies Szenen zahlloser Filme ähnelte, die er über Jahre hinweg

gesehen hatte. Aber die Frau interpretierte seine Reaktion als spöttisches Gelächter über sie. Sie warf ihm einen bösen Blick zu, bevor sie von ihm wegeilte. Deacon fühlte sich deswegen schlecht, aber es zu erklären wäre sinnlos. Er würde nur wie ein Verrückter klingen.

Er dachte darüber nach.

Vielleicht bin ich verrückt.

Der gesunde Menschenverstand ging davon aus, dass Geister nicht existierten. Deacon hatte sich immer zu den Ungläubigen gezählt. Vor diesem Abend war er der Meinung gewesen, dass der Glaube an das Übernatürliche auf eine ungebildete Person oder einen Menschen hinwies, der unter irrationalem magischem Denken litt. Menschen, die an eine Art von Leben nach dem Tod glaubten, waren einfach nicht dafür gewappnet, mit den harschen Realitäten des Lebens fertigzuwerden. Die Vorstellung, dass sie einfach im Boden verrotten würden und nicht in irgendeiner Form weiterexistierten, erschreckte sie. Es war die älteste Bewältigungsstrategie der Welt, eine schöne Lüge, die sich die Menschen erzählten, damit sie nachts schlafen konnten.

Abgesehen davon, dass, so sah es jedenfalls aus, er die ganze Zeit im Unrecht gewesen war.

Die Geisterparade war der Beweis, dass es eine Art von Leben nach dem Tod gab. Die einzige alternative Erklärung war, dass seine geistige Gesundheit irgendwann Schaden genommen hatte. Aber das Problem damit war, dass er sich nicht verrückt *fühlte*. Eigentlich, trotz der dunklen Wolken in seinem Hirn, hatte er sich noch nie mehr mit der Realität verbunden gefühlt. Was er sah, war keine Halluzination. Niemals in seinem Leben hatte er Symptome von Schizophrenie oder einer anderen, ernsthaften Geisteskrankheit gezeigt. Er glaubte auch nicht, dass er einen plötzlichen psychotischen Schub erlebte. Dann würde es andere deutliche Symptome geben, da war er sich sicher.

Die Geister waren real.

Er wusste nicht, warum niemand sonst sie sehen konnte, aber das war egal.

Sie waren genauso real wie der Boden unter seinen Füßen.

Das anzuerkennen führte seine Gedanken automatisch wieder zu Anna zurück, und das ließ ihn weiter über den Zusammenfluss der seltsamen Ereignisse von heute Nacht nachdenken. Er wusste, dass der Tod nicht automatisch bedeutete, dass die Essenz einer Person für immer ausgelöscht war. Das bedeutete, dass Anna möglicherweise noch in irgendeiner Form existierte. Ob das als Geist hier auf Erden war oder als Seele, die zum Himmel oder auf eine andere Ebene aufgestiegen war, wusste er nicht.

Wichtig war, dass sie immer noch existierte; nicht nur als Leichnam, der in der Erde vermoderte, sondern als Wesen mit einem Bewusstsein.

Irgendwie *existierte* sie noch immer.

Der Gedanke bescherte ihm einen flüchtigen Moment atemberaubender Freude. Das Gefühl war so intensiv, er wäre fast wieder auf seine Knie gesunken, mitten auf der Straße. Seit dem 16. Juli hatte er sich nicht ansatzweise so gefühlt. Aber andere Schlussfolgerungen milderten das Gefühl. Es musste einen Grund geben, warum ihm die Geister in der gleichen Nacht erschienen waren, in der Annas Mörder entschieden hatte, an seinem Haus vorbeizufahren. Vielleicht war die Frau in Schwarz irgendwie mit Anna verbunden. Seine Augen weiteten sich, als er dachte, dass sie vielleicht Anna *war*. Es lag im Bereich des Möglichen. Größe und Körperform des Geistes kamen ungefähr hin.

Dennoch, so verlockend es war, zu glauben, dass die Erscheinung, der er folgte, seine tote Geliebte war, er glaubte es nicht. Das sagte ihm ein instinktives Gefühl tief in seinen

Eingeweiden. Sie war nicht Anna, das glaubte er fest, aber sie war irgendwie mit ihr verbunden. Der Gedanke basierte nicht auf nachprüfbaren Fakten, aber er wusste es genauso intuitiv. Vielleicht sah er sie, weil sie ihn dahin führen würde, wo Anna jetzt war.

Deacon runzelte die Stirn.

Heißt das, ich werde heute mein eigenes Rendezvous mit dem Tod haben?

Diesbezüglich schwiegen seine Eingeweide.

Wenn das passieren *sollte*, war dies ein guter Zeitpunkt dafür. Jetzt, da die Feier von allem Dunklen und Makabren unmittelbar bevorstand. Die Nachbarschaft strotzte vor Häusern, die dem Feiertag entsprechend dekoriert waren. Auf fast jeder Veranda standen Kürbisse. Viele Vorgärten waren mit sorgfältig gestalteten Halloween-Dekorationen geschmückt. Als die Prozession in eine weitere Straße einbog, entdeckte Deacon falsche Gespenster aus mit Heu gefüllten weißen Bettlaken. Schwarze Silhouetten von Hexen und Plastikskeletten zierten Türen und eine übertriebene Menge falscher Spinnweben erstreckte sich über Geländer und Verandaecken. Eine Veranda wurde beiderseits von Pappfiguren von Freddy Krueger und Leatherface eingerahmt.

Als Deacon an dem Haus vorbeiging, schien die Freddy-Krueger-Figur ihren Kopf zu drehen und seine Bewegungen zu verfolgen. Das war abgefahren, aber er tat es als Beispiel für eine außer Kontrolle geratene Fantasie ab, der das schwache Licht einen Streich spielte. Als er allerdings sah, wie ein Bettlakengeist in einem anderen Garten von seinem Sitzplatz auf einem Heuballen aufstieg und in die Luft trieb, wusste er, dass es an der Zeit war, den Versuch aufzugeben, irgendetwas von dem, was passierte, mit Vernunft zu erklären. Mit dem Fortschreiten des Abends war die Nachbarschaft zur Spielwiese aller möglichen

übernatürlichen Dinge geworden. Die Geisterprozession war nur ein Element eines größeren Bildes. Offensichtlich gab es eine ganze Welt ähnlicher Wesen. Deacon vermutete, dass die Geister immer da waren. Dass sie einen schmalen Ort zwischen der Welt der Sterblichen und den mysteriösen anderen Existenzebenen bewohnten, einen Ort knapp hinter den Kräften der sterblichen Wahrnehmung. Aber für Deacon war der Schleier gehoben worden.

Es musste dafür einen besseren Grund geben als den Zufall. Er hoffte nur, er würde bald herausfinden, welcher das war.

Als die Prozession in eine weitere Straße einbog, spürte Deacon einen Schauer, der nicht nur von der scharfen Kälte der Oktoberluft rühren konnte. In diesem Teil der Nachbarschaft lag etwas wahrnehmbar anderes in der Luft, eine leichte elektrische Ladung, die er in seinen Knochen und in den Plomben seiner Zähne spürte. Aber das war nicht das Einzige, was hier anders war. Ein kurzer Blick auf das Straßenschild, während er um die Ecke bog, offenbarte Deacon, dass sie jetzt die Willowblack Lane hinuntergingen. Das war ein seltsamer Name, aber er merkte sofort, dass er passte. In mehreren Vorgärten standen Weiden. Seltsamerweise waren die Blätter an den Bäumen eher dunkel statt grün, fast ... schwarz. Er hatte so etwas noch nie gesehen. Es erinnerte ihn an das Anstecksträußchen, das am Handgelenk der Frau in Schwarz befestigt war.

Aber in der Willowblack Lane gab es noch viel seltsamere Dinge zu sehen. Er war sich sicher, den Straßennamen nie zuvor gehört zu haben – und nicht nur deshalb, weil er nicht jeden Winkel seiner Nachbarschaft kannte. Er vermutete, dass dies eine geheime Straße war, eine, die nur übernatürlichen Wesen zugänglich war; und gelegentlich Sterblichen – wie ihm selbst –, die mit Absicht hineingelockt wurden. Die Häuser hier erinnerten ihn an die gruseligen Herrenhäuser in alten

Horrorfilmen, mit vielen gotischen Elementen in der Architektur, wie Türmen und Spitzbögen. Verschnörkelte Eisentore verwehrten den Eingang zu einigen Gärten. Über ihm grollte Donner und weiße Blitze erleuchteten sporadisch den Himmel. Aber Deacon nahm an, dass dies nur eine Show war, eine der Atmosphäre angemessene Licht- und Geräuschkonstruktion. Trotz des Donners und der Blitze gab es keinen Regen und bevor er in diese spezielle Spukstraße eingebogen war, war es eine klare, wolkenlose Nacht gewesen. Diese ganze Erfahrung war, als wandere man in der für Horror bestimmten Abteilung eines riesigen Filmstudios umher.

Der Name der Straße störte ihn. Er konnte nicht widerstehen, ihn in seinem Kopf umzudrehen. *Black willow*, schwarze Weide. Es war unangenehm dicht an *black widow*, schwarze Witwe, was ihn natürlich dazu brachte, an die verschleierte Dame in Schwarz zu denken, die ihn mit Absicht zu einem grauenvollen Schicksal führen könnte. Vielleicht machte er sich zu viele Gedanken und zog Schlussfolgerungen, die keine wirkliche Beziehung zu dem hatten, was gerade passierte. Andererseits folgte er gerade einem Haufen Geister in einer Spukshow-Straße. Es war möglich, dass er noch nicht paranoid *genug* war.

Trotzdem fürchtete er sich nicht.

Noch nicht.

In der Straße wimmelte es von spukhaften Sehenswürdigkeiten und Horrorgerauschen. Schrille Schreie hallten durch die Nacht. Gruselig herumhüpfende Schatten erschienen in den strahlenden Fenstern einiger Häuser. Die Tür zu einem Haus wehte mit einem dramatischen Knall auf und eine kreischende Frau rannte nach draußen, gefolgt von einem großen, grinenden Mann in einer blutverschmierten Metzgerschürze. Der Mann umklammerte mit einer enorm großen Hand ein blutiges Fleischerbeil. Er jagte die Frau und griff sie auf dem Bürgersteig

vor seinem Haus an. Das Beil schwang hoch und runter. Blut spritzte, als die rasiermesserscharfe Klinge durch zartes Fleisch fuhr. Deacon ließ sich davon nicht stören. Er wusste, dass das alles Teil der Show war. Ebenso wie die schwarze Katze, die auf einem Briefkasten einen Buckel machte und ihn anfauchte, als er vorbeiging. Er glaubte nicht, dass gerade eine echte Frau vor seinen Augen abgeschlachtet wurde. Oder falls es real war, war es nur die Wiederholung von etwas, das vor langer Zeit passiert war. Eine Filmrolle, die in einer Endlosschleife hing. Er zweifelte nicht daran, dass er das Gleiche wieder sehen würde, wenn er nur lange genug vor diesem Haus stehen blieb.

Die Prozession wurde langsamer, als sie sich dem Ende des Häuserblocks näherte. Das letzte Haus auf der Linken war das größte, das Deacon in der Willowblack Lane gesehen hatte. Es hatte die gleiche gotische Architektur wie die anderen Häuser hier, war aber mehrere Stockwerke höher. Und es war viel dunkler als die anderen. Die Materialien, die zu seiner Erbauung verwendet worden waren, sahen so schwarz aus wie die Blätter der Weiden im Garten. Wie bei vielen anderen Häusern grenzte auch hier ein hoher Eisenzaun den Garten ab, aber in diesem Fall stand das verzierte Tor offen. Der Eisenbogen über dem geöffneten Tor war mit einer dreistelligen Zahl geschmückt – 716.

Wie Willowblack Lane Nummer 716, vermutlich.

Deacon überraschte es nicht, als die Frau in Schwarz die Straße verließ und durch das Tor ging. Sie führte die Prozession der Geisterkinder einen gewundenen Weg entlang auf das imposante Haus zu. Er hielt für einen Moment auf dem Bürgersteig vor dem Tor inne und blickte am hoch aufragenden, schwarzen Herrenhaus empor. Als er es ansah, erleuchtete ein weiterer Blitz den Himmel, erhellte die schroffe, dunkle Silhouette des Hauses. Auch innen war das Haus dunkel. Das

einzig sichtbare Licht brannte in einem Fenster in der obersten Etage. Eine schattenhafte Figur ging an einem gardinenverhängten Fenster vorbei und blieb nur einen kurzen Moment stehen, bevor sie wieder verschwand.

Die Prozession war schon halb durch den Garten, als Deacon entschied, ihr weiter zu folgen. Er hatte den ersten Anflug echter Angst verspürt, als er an dem Haus emporschaute. Vielleicht existierte das meiste, was er in der Willowblack Lane gesehen hatte, wirklich nur um des Schockeffektes willen, aber er vermutete, dass innerhalb der Mauern dieses Hauses eine echte Bedrohung lauerte. Letzten Endes entschied er sich weiterzugehen, weil er spürte, dass er aus einem bestimmten Grund hierhergeführt worden war. Das hieß nicht, dass er hier keinen Schaden erleiden könnte, aber er wollte dennoch den Grund herausfinden.

Als er durch das Tor trat, hörte er lederne Flügel flattern und zuckte zurück, als eine Fledermaus in sein Ohr kreischte. Dann schlug sie wieder mit den Flügeln und flog weg. Deacon schaute ihr hinterher und musste fast lachen. Alle Accessoires von Halloween und alter Horror-Klischees wurden zur Schau gestellt. Es war, als wäre ihm der Zugang zum größten Horror-Freizeitpark der Welt gestattet worden. Einem, der mit den überzeugendsten 3-D-Animatronic-Kreationen vollgestopft war, die mit Geld zu kaufen waren. Aber dies war kein Themenpark. Die Dinge in diesem Reich waren keine Special Effects. Sie hatten eine echte Form und Substanz, unabhängig davon, ob sie tatsächlich jemandem Schaden zufügen konnten.

Die Frau in Schwarz stieg eine breite Freitreppe aus Beton zu einer langen Veranda empor, die vom einen Ende des Hauses bis zum anderen reichte. Sie geriet nicht aus dem Tritt, als die Haustür vor ihr aufschwang, verschwand einfach im dunklen Durchgang und die Kinder folgten ihr. Deacon zögerte ein

letztes Mal, als er die unterste Stufe erreichte, und starrte in die vollkommene Schwärze hinter der offenen Tür. Das überwältigende Gefühl, dass dies seine letzte Chance war, umzudrehen und in die normale Welt zurückzukehren, überkam ihn. Aber der Moment ging schnell vorüber und er stieg die Stufen hinauf. Er musste immer noch wissen, warum er hier war. Auch ahnte er, dass es ihm nicht erlaubt sein würde, Willowblack Lane zu verlassen, ohne es durchgezogen zu haben. Er würde hier für immer gefangen sein, vielleicht sogar hier sterben. Mit der Zeit würde er nur ein weiterer Teil der ewigen Spukshow werden. Das war keine reizvolle Aussicht. Es gab nur einen Weg hier heraus, und das war durch diese Tür. Woher er das wusste, konnte er nicht sagen. Es war nur wieder etwas, das er so klar fühlte wie den Puls in seinem Hals.

Deacon ging durch die Tür in die tiefe Dunkelheit. Als er erst einmal drinnen war, ließ die absolute Dunkelheit allerdings nach. Er stand in einem großen Foyer, das an eine Reihe noch größerer Räume grenzte, die in Dunkelheit gehüllt waren. Schattenhafte Formen huschten durch die Dunkelheit. Ihre ungenauen Konturen waren gelegentlich erkennbar, weil einige der Gestalten flackernde Kerzen trugen. Zu seiner Rechten kroch eine gewundene Treppe an den Innenwänden des Hauses nach oben. Mehr Kerzen glühten in Wandleuchtern, die den Treppenaufgang säumten. Die Frau in Schwarz und ihre jungen Begleiter waren dort entlanggegangen. Er sah die undeutliche Gestalt des letzten kleinen Jungen abbiegen, als sie den Treppenabsatz des zweiten Stocks erreicht hatten.

Das Quietschen ungeölter Scharniere signalisierte das Schließen der Haustür hinter ihm. Die schwere Tür knallte mit einem lauten, endgültigen Knall in ihren Rahmen und ließ eine Staubwolke von den Dachsparren herabregnen. Offenbar waren die Geister, die hier lebten, nicht besonders an Ordnung

und Sauberkeit interessiert. Er hustete und wedelte die Wolke weg. Dann atmete er aus und stieg schnell die Treppe hinauf, um die Prozession einzuholen. Er verlangsamte sein Tempo, als er im zweiten Stock angekommen war. Die Kinder waren jetzt weniger als dreieinhalb Meter vor ihm. Er warf einen Blick den langen Flur hinunter, ehe er ihnen eine weitere Treppe hinauf folgte.

Dort brannten weitere Kerzen in Wandhaltern. Er hörte Gelächter und Gestöhne. Einige Male klang das Letztere nach Sex, dann wieder wie das Ergebnis von Schmerz. Seine Fantasie lieferte das Bild von jemandem, der in einem der zahllosen Räume gefangen war. Eine an ein Bett gefesselte Person, die mit einer neunschwänzigen Katze ausgepeitscht wurde. Er dachte weiter darüber nach und dann begriff er, dass das Stöhnen ein Produkt von Ekstase *und* Schmerz sein konnte. Der Gedanke erweckte einen lüsternen Teil von ihm, der seit Annas Tod größtenteils geruht hatte. Er zog es in Betracht, den Flur hinunterzuspazieren, um hinter die Türen zu linsen, bis er die Quelle des Stöhnens gefunden hatte. Es beunruhigte ihn, dass ein Teil von ihm sehen wollte, wie nackte Haut mit einer Peitsche geschlagen wurde. Es war seltsam, denn er war nie ein SM-Fan gewesen. Eine weitere erschreckende Möglichkeit kam ihm in den Sinn – dass das Haus in seinen Kopf eindrang und ihm diese Impulse einpflanzte. Auf den ersten Blick eine absurde Vorstellung, aber sie war nicht verrückter als alles andere, was er bisher miterlebt hatte.

Sich von dem langen Flur abzuwenden verlangte eine bedeutende Willensanstrengung. Es war, als ob etwas von da hinten beinahe seine Klauen in ihn geschlagen hätte. Er fühlte, wie dessen Sog widerwillig von ihm abließ, als er den nächsten Treppenabschnitt hinaufstieg. Ein Blick nach oben zeigte, dass er die Geister aus den Augen verloren hatte, und er zwang

sich dazu, wieder schneller zu gehen. Dieses Haus war voll bössartiger Geister, die es lieben würden, ihn zu verführen und zu korrumpieren. Es würde zu einfach sein, ihr Opfer zu werden, besonders wenn er sich weiterhin gestattete, abgelenkt zu werden. Er musste das Hauptziel im Auge behalten – der Frau in Schwarz zu folgen. Er war überzeugt, dass sie ihn nicht hierhergeführt hatte, um ihn zu verletzen oder zu quälen. Vielleicht hatte er unrecht, aber er fühlte, dass die Zahl über dem Tor draußen ihn darin bestätigte, da sie mit dem Datum von Annas Tod korrespondierte. Das konnte kein Zufall sein.

Deacon kam wieder am Ende der Geisterprozession an. Dieses Mal hielt er seine Augen streng geradeaus und weigerte sich, in weitere Flure zu schauen. Er biss die Zähne zusammen und füllte seinen Kopf jedes Mal mit weißem Rauschen, wenn er besonders faszinierende Geräusche aus diesen Richtungen hörte, was oft der Fall war. Die Prozession stieg Stockwerk um Stockwerk in die Höhe. Deacon zählte irgendwo nach zehn nicht mehr mit. Das Haus schien so groß wie ein Wolkenkratzer zu sein, obwohl er wusste, dass das nicht möglich war. Oder war es das doch? Er erinnerte sich an seinen Eindruck, wie groß das Haus war, als er draußen gestanden und hochgestarrt hatte. Es gab keinen Zweifel, dass es enorm war. Es hatte um ein Vielfaches größer ausgesehen – mindestens – als das nächstkleinere Haus in der Willowblack Lane. Aber sicher nicht groß genug für so viele Etagen und endlose Treppen.

Es sei denn, dachte er, *es ist von innen größer als von außen.*

Wie die TARDIS von *Doctor Who*. Oder wie das Haus in dem Buch, das Anna ihm einmal geliehen hatte. Darin verirrte sich ein Haufen junger Arschlöcher während der Fahrt durch einen Gebirgszug und blieb dann an dem gruseligen Herrenhaus eines Monsters hängen, das als Mensch verkleidet war. Es war einfach nur eine weitere scheinbar lächerliche Vorstellung, die

er nicht zurückweisen konnte. Es gab keinen Zweifel, dass es stimmte, als sie weitere Stockwerke hinaufstiegen. Nach einer Weile bemerkte er, dass das wirklich Seltsame war, dass er körperlich nicht ermüdete. Er war mindestens anderthalb Dutzend Stockwerke gestiegen, ohne aus der Puste zu kommen. Er war ein junger Kerl in annehmbarer Form, aber er sollte mittlerweile nach Luft schnappen. Er fragte sich, ob er vielleicht schon tot war. Vielleicht konnten nur Geister den Weg zur Willowblack Lane finden. Es war möglich, dass das der Schlüssel zu dieser ganzen sonderbaren Situation war. Es würde so viel erklären.

Nur fühlte er sich nicht tot. Er spürte seinen Herzschlag und seinen Atem ein- und ausströmen. Diese Dinge allein sollten genug sein, um die Idee zu begraben. Aber dann fragte er sich, ob die Gefühle trügerisch waren, nichts weiter als hartnäckige Echos einer sterblichen Existenz, die geendet hatte. Die Geistervariante von Phantomschmerzen. Aber würde er sich nicht daran erinnern, *wie* er gestorben war?

Das nahm er an.

Und dennoch gab es nichts dergleichen in seiner Erinnerung.

Das hieß natürlich nicht, dass es nicht passiert war. Vielleicht war die Todeserfahrung so traumatisch, dass ihre eigentlichen Umstände im Geistergedächtnis blockiert wurden. Er bekam Kopfschmerzen, wenn er darüber nachdachte. Moment ... *konnten* Geister Kopfschmerzen bekommen?

Er schnaubte frustriert.

Deacon wurde weiteres Nachdenken erspart, als er den nächsten Treppenabsatz erreichte. Endlich hatte die Prozession die oberste Etage des Hauses erreicht. Die Frau in Schwarz führte die Kinder einen langen, mit Kerzen beleuchteten Flur entlang. Deacon folgte ihnen. Die meisten Türen auf beiden Seiten des schmalen Durchgangs waren geschlossen, aber ein paar standen offen. Sanftes Kerzenlicht drang aus diesen

Öffnungen. Seine Neugierde flammte wieder auf und er konnte nicht widerstehen, in einen der Räume zu spähen. Eine nackte Frau mit blasser Haut lag ausgestreckt auf dem Bett. Die obere Hälfte ihres Gesichts war von einer schwarzen Partymaske bedeckt, aber sie lächelte, als sie sich Deacons forschenden Blicks bewusst wurde. Sie lockte ihn mit einem ausgestreckten Zeigefinger in den Raum.

Sie war die schönste Frau, die er je gesehen hatte. Ihr langes Haar hatte einen verführerisch blutroten Ton. Es lag ausgebreitet auf dem weißen Kissen unter ihr. Er sehnte sich danach, mit seinen Fingern hindurchzufahren. Er konnte fast fühlen, wie seidenweich es sein würde. Deacon wischte mit dem Handrücken Feuchtigkeit von seinem Mund und machte einen Schritt auf die Tür zu.

Als ein kalter Finger an seinen unteren Rücken stupste, stieß er einen gellenden Schrei aus und machte einen Satz zurück.

Er drehte sich um und bemerkte eines der toten Kinder, das ihn ansah. Es war einer der Jungen. Da er von unten zu ihm aufblickte, war sein Gesicht nicht länger von der breiten Hutkrempe verdeckt. Der Anblick löste in Deacon den Wunsch, zu schreien, aus. Das Fleisch im Gesicht des Jungen verfäulte, seine Zunge war schwarz und Maden wanden sich in seinen Augenhöhlen. Deacon warf einen Blick in den Flur hinter dem Jungen und sah, dass der Rest der Prozession, inklusive der Frau in Schwarz, verschwunden war. Er zwang sich, wieder in das Gesicht des Kindes zu sehen, als dieses anfang, in einem überraschend klaren und fast zerbrechlich präzisen Tonfall zu sprechen.

»Da kannst du nicht reingehen. Die Frau auf dem Bett ist nicht für dich.«

Verdammt. Na ja, vielleicht ist es besser so. Ich glaube, sie ist nicht, was sie zu sein scheint.

Deacon räusperte sich. »Ähm, ... okay. Wo sind deine Freunde hin?«

»Ins Nichts.«

»Ins was?«

»Das Nichts.«

»Das habe ich gehört. Was heißt das?«

Das Kind ignorierte seine Frage. »Du musst deine Augen schließen und bis zehn zählen. Wenn du sie wieder aufmachst, musst du in den letzten Raum am Ende des Flurs gehen. Da ist etwas für dich.«

Deacon runzelte die Stirn. »Wovon redest du, Junge? Was wartet auf mich? Warum gehe ich nicht gleich ...«

Der Tonfall des Kindes war energisch, als es Deacon unterbrach. »Schließ deine Augen und zähl bis zehn.«

Deacon schloss die Augen. Das flüchtige Gefühl, dass dies gegen seinen Willen geschah, dass etwas in ihn eingedrungen war und gerade lange genug die Kontrolle übernommen hatte, um Gehorsam zu erzwingen, beunruhigte ihn. Er versuchte sich einzureden, dass er lediglich den Wünschen des Kindes nachgab, damit es den Mund hielt und er zur Sache kommen konnte. Aber er vermutete, dass das nicht stimmte.

Er zählte bis zehn und öffnete die Augen.

Der tote Junge war verschwunden und der Flur leer. Die Tür zu seiner Rechten war nun geschlossen. Das Ding, das vorgab eine schöne Frau zu sein, war sicher dahinter versteckt. Deacon blieb einen Moment lang, wo er war.

Er sah einen abgeschrägten, strahlenden Lichtkeil dort, wo vermutlich das Ende des unfassbar langen Flurs war. Das Licht markierte den Raum, den er betreten sollte, da war er sich sicher. Wofür auch immer er hierhergebracht worden war, es war in dem Raum. Er wollte natürlich wissen, was es war, aber er konnte nicht umhin, eine tiefe Besorgnis darüber zu

empfinden. Das schleichende Gefühl, dass es irgendwie mit Anna zusammenhing, kehrte wieder.

Aber er konnte hier nicht für immer stehen.

Also atmete er aus und ging weiter den Flur entlang. Seine Atemgeräusche erschienen in dem verlassenen Gang sehr laut, ebenso das Knarren der Bodenbretter unter seinen Füßen. Auch andere Geräusche jagten ihm einen Schrecken ein, während er weiterging. Hinter ihm knarrten Türen leise. Es gab geflüsterte Komm-schons und Einladungen. Er konnte die Worte nicht ganz verstehen, aber er begriff ihre Bedeutung trotzdem. Sie versprachen größtes Vergnügen, wenn er nur hereinkommen würde. Einmal allerdings hörte er einen Schrei, der ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ. Es folgte der schrille, verzweifelte Hilfeschrei einer verängstigten Frau. Ihre Angst klang real, aber Deacon wusste, dass es nur eine weitere Manipulation war. Die Dinger, die hier lebten, würden tun, was immer sie konnten, um ihn in ihre Fallen zu locken. Mehr als einmal war er davon überzeugt, dass etwas aus einem Zimmer glitt und ihm folgte. Einmal glaubte er ganz sicher den Atem eines Höllenbiests zu fühlen, der die feinen Haare in seinem Nacken kitzelte. Aber als er herumwirbelte, um sich seinem Verfolger zu stellen, war der Flur hinter ihm leer. Als er sich wieder umdrehte und seine Wanderung den Flur hinunter fortsetzte, hörte er leises, spöttisches Gelächter.

Danach beschleunigte er seine Schritte und gab sich Mühe, sich auf den breiten Lichtkeil am Ende des Flurs zu konzentrieren. Er hatte den Eindruck, dass es am klügsten sein würde, loszurennen, aber er war nicht in der Lage, dem Impuls zu folgen. Etwas hielt ihn zurück und begrenzte ihn auf einen schnellen Schritt. Aber es fühlte sich nicht so an, als hätte das fremde Etwas wirklich die Kontrolle über seinen Körper übernommen. Es war subtiler als das, mehr so, als würde er an einer

Leine geführt. Das Etwas wollte, dass er in den Raum ging, aber es wollte auch, dass er die einzigartigen Prüfungen, durch diesen Korridor zu navigieren, ertrug. Das enthielt eine beunruhigende Spur von Sadismus.

Als es aussah, als würde der Flur für immer weitergehen, schrumpfte seine Länge und die Tür schien auf ihn zuzurasen. Der abgeschrägte Lichtkeil zoomte näher heran und er hatte das Gefühl, den Flur in hohem Tempo auf einem Laufband entlangzufahren. Als dieses Gefühl Sekunden später genauso plötzlich endete, war die offene Tür – und das lockende Licht – weniger als ein Dutzend Schritte von dem Punkt entfernt, an dem er stand.

Er näherte sich dem Lichtkeil mit großer Beklommenheit. In dem Zimmer war etwas, das er sehen sollte, aber nun, wo es in seiner Reichweite war, stiegen frische Zweifel in ihm auf. *Wollte* er sehen, was immer es war? Wieder schob er seine Besorgnis beiseite und zwang sich, seinen Weg fortzusetzen. Hier ging es genauso sehr um simplen Pragmatismus wie um alles andere. Die Dinge in den Räumen hinter ihm hatten sich mehr oder weniger im Zaum gehalten, während er den Flur hinunterging, weil etwas sie dazu zwang. Er hatte das Gefühl, dass dies nicht der Fall sein würde, wenn er versuchte, sich zurückzuziehen, ohne in den Raum zu gehen. Die Bestien würden von ihren Leinen gelassen. *Etwas* würde ihn kriegen. Und er war sich sicher, dass, was immer ihn kriegen würde, Freude daran haben würde, ihn auf die schlimmstmögliche Weise zu quälen, und das so lange wie möglich.

Er kam an der Tür an, spähte in das Zimmer ...

... und runzelte die Stirn.

Vor ihm lag ein dürftig eingerichteter Raum durchschnittlicher Größe. Die Tapeten und Möbel wirkten alle sehr alt, ebenso wie die etwas unebenen Bodendielen. Die Wände hatten

einen scheußlichen senfgelben Farbton. Das Zimmer wurde von einer einzigen, hellen Glühbirne beleuchtet, die von einem langen Kabel in der Mitte der Decke hing. Ein kleiner Holztisch stand an einer der Wände. Auf dem Tisch befand sich ein Fernseher, ein kastenförmiger, alter mit einer Hasenohrenantenne. Der Fernseher war eingeschaltet, aber die Mattscheibe zeigte nur Schnee.

Ein Holzstuhl war direkt vor dem Fernseher platziert worden. Sonst war nichts in dem Raum.

Deacon atmete noch einmal nervös durch und betrat widerstrebend das Zimmer.